

- 46 Brief von E. M. an (Sohn) K. M. d. J. vom Juni 1841 (undatiert): Br.Nr. 26. – Dieser Brief ist von SEEBASS irrtümlich auf Oktober 1840 datiert; auch war K. M. d. Ä. nicht der Empfänger! Das Marbacher Konzept trägt von MORIKES Hand den Vermerk: *An den jungen C. Mayer in Waiblingen*. Auf diesen Brief bezieht sich die Antwort des jungen MAYER vom 15. Juli 1841 (s. Anm. 47). Während der Vorbereitung der o. a. Ausstellung vermutete der Verfasser Ungereimtheiten, die zu dieser Untersuchung und der Richtigstellung führten.
- 47 Brief von K. M. d. J. mit Zusatz von dessen Vater K. M. d. Ä. an E. M. vom 15. Juli 1841: Br.Nr. 29. – Dieser Brief bestätigt die vorhergehenden Angaben (Anm. 46). MORIKE beurteilte die Gedichte des jungen MAYER. Da der junge MAYER sich für die verspätete Danksagung entschuldigt, muß der fragliche MORIKEbrief im Juni 1841 geschrieben worden sein.
- 48 Brief von K. M. an E. M. fehlt; vgl. Brief von E. M. an HARTLAUB vom 10. April 1842: . . . *von unserem Karl Mayer ein grünes Büchlein «Neuere Gedichte», 135 S., von seiner guten Oberamtsrichterhand reinlich geschrieben . . .* Br.Nr. 30).
- 49 WILHELM WAIBLINGER (1804–1830), MORIKES Studienfreund. MORIKE redigierte zu jener Zeit die Gedichte des Frühverstorbenen. Der Druck erfolgte erst 1844.
- 50 FRIEDRICH NOTTER (1801–1884), Politiker, Dichter, UHLANDbiograph (vgl. Anm. 4).
- 51 Brief von K. M. an E. M. vom 28. Oktober 1842: Br.Nr. 37.
- 52 Brief von E. M. an K. M. vom 27. November 1842: Br.Nr. 38.
- 53 Brief von K. M. an J. KERNER vom 17. Dezember 1842: Br.Nr. 39.
- 54 1842 schrieb E. M. drei Briefe an K. M., K. M. an E. M. vier (5) Briefe. Am 8. Januar 1843 schrieb K. M. letztmalig aus Waiblingen.
- 55 Brief von K. M. an seinen Vater CHRISTOPH MAYER in Heilbronn vom 18. April 1833 – Or.: LAM Nr. 53625.
- 56 Im Brief von K. M. an KERNER vom 27. März 1843 anlässlich des bevorstehenden Abschieds von Waiblingen: . . . *die Geistlichen von hier und Umgebung überraschten mich kürzlich in unserm seit vielen Jahren bestehenden Freitagskranz mit Gastmahl, Gedichten und dem Geschenke von Platons Werken . . .*
- 57 SIEGEL: Das ev. Württemberg 240, 20.
- 58 Album (s. Anm. 4) S. 17, Fußnote 2.
- 59 Brief von E. M. an KERNER vom 26. Juni 1842 – Br.Nr. 34.
- 60 Brief von KERNER an E. M. vom 21. Dezember 1842 – Br.Nr. 40.
- 61 Allein im Marbacher MORIKE-Katalog 1975 sind ca. 12 Briefstellen aus Briefen von E. M. an K. M. zitiert. Die meisten Briefe von E. M. an K. M. liegen gedruckt vor. Dagegen sind die meisten Briefe von K. M. an E. M. ungedruckt (s. Briefverzeichnis). Zum Verständnis gehören aber die Briefe von beiden Seiten.
- 62 Brief von HARTMANN an CLARA MORIKE vom 10. Februar 1841 – Br.Nr. 18.
- 63 Brief von E. M. an K. M. vom 28. Januar 1845: Br.Nr. 46.
- 64 Brief von E. M. an K. M. vom 23./26. August 1847 (SEEBASS Nr. 119/1941 bzw. 137/1945).
- 65 Brief von E. M. an K. M. vom 14. Mai 1864 (SEEBASS Nr. 238/1941 bzw. 274/1945).
- 66 MAYERS Erinnerungsbücher: a) «NIKOLAUS LENAUS Briefe an einen Freund» (1853); b) «Das Sonntagsblatt» in: Weimarisches Jahrbuch 1856; c) «Erinnerungen an SCHARFFENSTEIN und IKKÜLL» – in: SCHILLERbuch 1860; d) «LUDWIG UHLAND» in: Album schwäbischer Dichter I (1861); e) «KARL MAYER» in dasselbst (Autobiographie 1864); f) «LUDWIG UHLAND, seine Freunde und Zeitgenossen» (2. Bd. 1867).
- 67 Brief von E. M. an seine Schwester CLARA vom 1. März 1870 (SEEBASS Nr. 323/1945).

Quellen

Literaturarchiv Marbach – LAM; Landesbibliothek Stuttgart – LBS; Stadtarchiv Stuttgart – SAS; Sammlung Kauffmann der Stadt Stuttgart – SKS; Goethe-Schiller-Archiv Weimar – GSA.

Literatur

KARL MAYER: LUDWIG UHLAND, seine Freunde und Zeitgenossen (2 Bände). Stuttgart: Krabbe 1867. (MAYER 1867) – THEOBALD KERNER: JUSTINUS KERNERS Briefwechsel mit seinen Freunden (2 Bände). Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt 1897. (KERNER-Briefe 1897) – KARL FISCHER und RUDOLF KRAUSS: EDUARD MORIKES Briefe (2 Bände). Berlin: Elsner 1903 und 1904. (FISCHER-KRAUSS 1904) – H. W. RATH: EDUARD MORIKE und KARL MAYER, in: «Schwabenspiegel» 13. Jg./1919, S. 82 f. (RATH 1919) – GOTTHILF RENZ: Freundeslieb' und Treu' – 260 Briefe EDUARD MORIKES an WILHELM HARTLAUB. Leipzig: Klotz 1938. (RENZ 1938) – FRIEDRICH SEEBASS: Bibliographie sämtlicher MORIKEbriefe. Beigabe zu: Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart, 43. Rechenschaftsbericht 1938/39, S. 11–65. – ders.: EDUARD-MORIKE-Briefe. Tübingen: Wunderlich 1939. – ders.: EDUARD MORIKE. Unveröffentlichte Briefe. Stuttgart: Cotta 1941. – 2. umgearbeitete Auflage. Stuttgart: Cotta 1945. – Stadtgeschichtliche Sammlungen im Wilhelmshaus Stuttgart: EDUARD MORIKE und seine Freunde. Eine Ausstellung aus der MORIKE-Sammlung Dr. FRITZ KAUFMANN. (Katalog 1965) – EDUARD MORIKE 1804–1875–1975. Gedenkausstellung zum 100. Todestag im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N., Katalog Nr. 25/1975. (Katalog 1975)

1945 in Schwäbisch Hall

Vorbemerkung der Redaktion: In der «Schwäbischen Heimat» (24, 1973, Seite 230) hat Josef Mühlberger den 1. Band der Lebenserinnerungen von Gerhard Storz «Im Laufe der Jahre» besprochen. Am Schluß gab der Rezensent der Hoffnung Ausdruck, der Selbstbiograph Storz «sollte nicht bei 1945 und bei diesem ersten Band stehenbleiben». Storz hat diesem Wunsch entsprochen; soeben ist im Ernst-Klett-Verlag Stuttgart der 2. Band erschienen. Auch hier kann man nur mit Mühlberger sagen: «Das Besondere fördert ein Nachleben, es holt den Leser in die anschauliche einmalige Lebenswelt als Spiegel des allgemeinen Geschehens, ja es zwingt den Leser zu einer

Gerhard Storz

Rekapitulation dessen, das vielen Vergangenheit sein möchte, aber noch immer Gegenwart ist.»

Wir bringen hier einen Teilabdruck des 1. Kapitels von «Zwischen Amt und Neigung», das die Haller Nachkriegsjahre zum Inhalt hat.

An einem Sonntagnachmittag Ende Juni 1945 kletterte ich auf dem Marktplatz von Schwäbisch Hall von einem Lastkraftwagen, einem Molkereifahrzeug, das mir die letzten zwanzig Kilometer meiner Wanderschaft vom Gefangenenlager bei Neu-Ulm erleichtert hatte. Jetzt waren Krieg und Kriegsge-

fangenschaft für mich zu Ende. Mehr wußte ich in diesem Augenblick nicht. Die jetzige Situation der Stadt, und in ihr die meiner Familie, war mir so unbekannt wie die Vorgänge in der großen Welt seit dem Waffenstillstand an der italienischen Front. Fürs erste lagen mir die politischen Ereignisse bei weitem nicht so dringlich an wie die Ankunft bei den Meinigen. Ein halbes Jahr zuvor, im Abschiedsurlaub, hatte ich sie zum letztenmal gesehen und hernach in Italien, dann auf deutschem Boden nichts mehr von ihnen gehört.

Auf dem Marktplatz erschreckte mich das ausgebrannte, halb zerstörte Rathaus. Auch sah es auf dem Platz aus, wie es mir von französischen oder italienischen Etappenstädtchen bekannt war: ein bewachter Park amerikanischer Lastwagen, Plakate der US-Armee, Wegschilder. Das steinerne Rankenwerk an der mittelalterlichen Prangersäule diente als Halterung für die Kabel des Feldtelefons, an manchen Hausgiebeln Spuren von Gewehrfeuer. Aber siehe da – die Michaelskirche ragte unverseht über der kolossalischen Treppe, auch die Herrengasse entlang gab es keine Brandruine. Draußen, dem Stadtrand zu, nach der Comburg hin, waren also wahrscheinlich keine Bomben gefallen.

In der Tat: der alte, massive Bau – des alten Wirtshausschildes wegen «Der Schwanen» geheißen –, Wohnstatt mehrerer Mietsparteien, stand unverseht, aber, wie sich in der Nähe zeigte, gänzlich leer. Anschläge verkündeten die Beschlagnahme des Hauses durch die amerikanische Armee. Einquartierung war aber noch nicht eingezogen oder schon wieder verschwunden. Eine Nachbarin wußte vom eiligen Auszug der Familien, auch der meinigen, zu berichten, aber über ihren jetzigen Aufenthalt war ihr nichts bekannt. Immerhin, sie lebten, und droben im Dorf Hagenbach beim Bauern, der den Ausziehenden mit seinem Fuhrwerk geholfen hatte, wußte man sogar, wo: drunten in Steinach bei der Wirtin vom «Einhorn».

So erleichtert war ich, daß mir auf dem Talweg der herrliche Ausblick wahrhaftig zu Herzen ging: im Glanz der Spätnachmittagssonne das Grün der Wiesenhänge, der Aue um die Flußbiegung; mitten im großartigen Schwung der Landschaft die Klosterburg der Comburg – alles in tiefer Stille, von der Zeit und ihren Zerstörungen gänzlich unangefochten. Was als Vorzeichen erschien, bestätigte sich: im Gasthaus fand ich die lang Entbehrten, schließlich noch hastig Gesuchten. Das war ein Augenblick, der sich für Jahrzehnte einprägte.

Fortan lebten wir auf unsere vier Wände beschränkt, allerdings nicht auf die eigenen, und der

Sohn hatte sein Bett in der Dachkammer. Immerhin war es den Tüchtigen, Mutter und Sohn, mit Hilfe des Hagenbacher Fuhrmanns gelungen, innerhalb eines Tages mit unserer ganzen Habe flüchten zu können: die Möbel lagerten bei diesen, die Bücher bei jenen Bekannten, Garderobe und Wäsche dergleichen. Im «Einhorn» war uns nur das Nötigste zur Hand. Aber wir waren wieder zusammen und lebten fürs erste in Ferien von unbestimmter Dauer. Denn schon vor dem Einmarsch der Amerikaner waren die Schulen geschlossen worden, und der Zeitpunkt ihrer Wiedereröffnung stand dahin. Manchmal begegnete man einem Kollegen oder anderen Bekannten aus Hall auf der Dorfstraße von Steinbach. Im «Einhorn» kehrten abends einige Soldaten ein, Amerikaner, immer dieselben, manierliche Gäste, sonst niemand: Wein gab es schon lange nicht mehr, sogar das dünne Bier war rar geworden, und außerdem bestand nach 9 Uhr abends ein Ausgehverbot. Ein Glücksfall wahrhaftig, daß wir drei in einem Gasthaus untergekommen waren, das uns nicht nur das eine Zimmer und die Kammer als Quartier, sondern auch den täglichen Mittagstisch gewährte. Unsere recht leidliche, wenn auch eingeschränkte Existenz verdankten wir der langen Bekanntschaft mit der Hausherrin und Wirtin, vor allem aber ihrer prompten Hilfsbereitschaft. Wir mußten jedoch vorausdenken, an die erhoffte Rückkehr in die eigene Wohnung und zugleich, wie die Tiere des Waldes, an den Winter. Drum waren unsere Ferien von Schule und Beruf keine Mußezeit: wieder und wieder mußten wir uns mit dem Handwagen in den Wald oberhalb der Comburg aufmachen und zusammenlesen, was dort an Brennbarem herumlag. Denn mit der Rückkehr des Gewohntenen – Anfuhr von Holz, Belieferung mit Kohlen – war, wie jedermann glaubte, so bald nicht wieder zu rechnen. Der Wald gab für das gewohnte, aber vorläufig nicht zu erwartende Brennholz dürftigen Ersatz, um so besseren für das rar gewordene Bratfett: die Früchte der Buche enthalten in rauhen, etwas stacheligen Kapseln glatte Kerne, und in ihnen steckt Öl. Dieses mag es mit dem der Olive nicht aufnehmen können, aber in der Küche ist es sehr brauchbar. Freilich, bis der Ölmüller – mit einem Mal gab es den wieder – für einen Sack voll «Buchele» einen Liter Öl zurückgab, mußte man manchen Tag durch die Wälder gestreift sein und sich unendliche Male gebückt haben. Das war im Herbst; zuvor, im Sommer hatte es gegolten, uns bei einem Bauern nützlich zu machen. Wir kannten einen droben im nahen Hagenbach – den Fuhrmann beim Auszug aus dem Schwanen –, und er war von unserer Hilfe bei der Ernte, beim Öhmd

und im Stall recht angetan. Bei der späteren Abholung des Naturallohns mußte man freilich sanft, dann kräftiger zur Angemessenheit mahnen, weniger nach der Quantität, sondern nach der Qualität: nicht nur Milch, sondern bisweilen auch Butter, manchmal auch Eier. Dazu kam die Erlaubnis zur Kartoffelnachlese auf den Äckern.

Wir waren allerdings nicht die einzigen Helfer: beim Aufladen der Garben hantierten neben mir zwei junge Burschen, Polen, die früher bei dem Bauern als Zwangsverpflichtete gearbeitet hatten. Jetzt waren sie freiwillig gekommen. Offenbar hatten sie ihren früheren Patron in guter oder doch nicht unangenehmer Erinnerung. Vielleicht hatten sie drunten in der Stadt auch Langeweile. Denn bis zu ihrer Repatriierung lebten sie dort, in leerstehenden Schulhäusern einquartiert, sozusagen als Pensionäre der UNRRA. Dies ist die Bezeichnung für die UNO-Organisation, die sich der «displaced persons», der von den Nazis nach Deutschland verschleppten Ausländer, annahm. Von ihr wurden sie mit Essen und Trinken, wohl auch mit Zigaretten versorgt, aber das Angebot für das Trinken wird vermutlich aus Kaffee, Tee, Coca-Cola bestanden haben. Drum mochten meine Polen nicht zuletzt auch vom Most und Zwetschgenwasser des Hagenbacher Bauern angezogen worden sein. Immerhin arbeiteten sie dafür, nahmen das Begehrte ihm nicht einfach weg, wogegen sich der Mann damals kaum hätte wehren können. An deutschem Geld hatten sie gewiß kein Interesse, damit hätten sie noch weniger anfangen können als wir Einheimischen. Aus ihren Fragen ergab sich, daß sie sich nach Sachwerten umsahen, etwa nach Musikinstrumenten. Das war das Stichwort für mich: nach Feierabend gab ich ihnen die Geige meines Sohnes für eine Büchse Kakao – aus UNRRA-Beständen. Ihm waren das Üben und die Musiklehrerin schon lange zuwider, und Kakaotrinken tat dem Sechzehnjährigen mehr not als fernere Zwangsversuche auf der Geige.

So anständig wie die beiden wurden andere Polen mit der Langeweile nicht fertig. Wahrscheinlich waren daran andere, schlimme Erfahrungen mit ihren Dienstherrn schuld. Die waren, irgendwo draußen im Hohenloher Land wohnend, in Hall nicht greifbar, und so suchten die vormals Unterdrückten vermutlich frühere Mißhandlung jetzt mit allerlei Ungebärdigkeiten sozusagen «gegen Unbekannt» abzugelten: sie verprügelten Schuld- und Wehrlose – alte Männer, Halbwüchsige –, wie sie ihnen gerade an günstiger Stelle begegneten. Böseartig trieben es andere: sie bildeten Banden, zogen über Land, überfielen nachts abgelegene Bauernhöfe

und raubten sie aus. Aber dabei verblieb es nicht immer: manchmal wurden anderntags die Bewohner ermordet aufgefunden.

Die amerikanische Militärpolizei sah den «displaced persons» Gewalttätigkeiten keineswegs nach, sowenig wie Angehörigen der Army. Aber sie war anfangs nur über das militäreigene Telefonnetz zu erreichen, an das deutsche Zivilisten nicht leicht herankamen. Mit den amerikanischen Soldaten der ersten Besatzungszeit war meistens gut auszukommen: Kämpfe und Anstrengungen lagen für sie schon weit zurück, ausgeruht und in der Erwartung baldiger Heimkehr verbrachten sie ihre Tage in guter Laune. Neugierig sahen sie sich um, nicht zuletzt nach Erinnerungsstücken, handelten, kauferwelschten mit den Eigentümern oder Anbietern, wie es eben ging, und lachten gewaltig über Sprachmißverständnisse. Auch waren sie großzügige Käufer: Geld hatten sie genug, aber wie ihnen die Hergabe, so war den Deutschen die Annahme von Dollars verboten, also wurde in Sachwerten bezahlt, hauptsächlich mit Zigaretten, auch mit Konserven oder gar mit Kaffeepulver. Mir hatte es der ausgezeichnete Tabak angetan, mit dem ich mir während der Abendgespräche mit unseren Militärgästen die Pfeife stopfen durfte. Da kam es denn zu einem ungeschriebenen, aber beiderseits stets eingehaltenen Liefervertrag: ein Aquarell im Format einer größeren Ansichtskarte gegen eine Blechschachtel mit Tabak. Der Bedarf an «handgemalten Ansichten», wie ein Haller Konkurrent anzeigte, hielt nur eine kleine Weile an, aber ich hatte zu rauchen und war im Besitz von Tauschwerten, ohne doch die gewünschten Motive – die Comburg, die Tortürme auf der Halsteige von Steinbach nach Hall – allzuoft wiederholen zu müssen.

Zwei Soldaten kamen indessen nicht eigentlich zu uns in das «Einhorn», ihre Einkehr galt vielmehr den beiden Töchtern der Wirtin, ausnehmend hübschen Mädchen. Sie hatten sich denn auch schon vor Monaten mit Offizieren vom nahen Fliegerhorst Hesselthal verlobt. Diese stammten aus Mitteldeutschland, wo ihnen russische Kriegsgefangenschaft drohte. Drum hatten sie sich in die amerikanische Zone, nach Steinbach, aufgemacht und wohnten vorläufig im Haus der Schwiegermutter. Jetzt saßen sie Abend für Abend in der Wirtsstube und waren Zeugen der amerikanischen Huldigungen für ihre Mädchen. Glücklicherweise waren die Bräute weder stumme noch empfindsame Schönheiten; recht beredt und munter hatten sie viel mehr Lust, auch Geschick zu scherzendem Geplänkel. Außerdem sorgte eine gewisse Umständlichkeit der Verständigung dafür, daß es zu keiner Verstim-

mung kam: mit dem Schul-Englisch der beiden Mädchen und ihrer Verlobten stand es nicht eben gut, um so besser mit den frischen Kenntnissen unseres Sohnes, die er zudem durch sein beständiges Herumtreiben in amerikanischen Quartieren vermehrt hatte. Stolz auf den Erfolg seines Bemühens um amerikanischen Akzent sprach er drauflos, dolmetschend und eigenes einmischend. Seine Eltern konnten sich also durch ihn vertreten fühlen und sich der beobachtenden, stummen Teilnahme überlassen. Die beiden Amerikaner schienen sich sehr gut zu unterhalten, jedenfalls machten sie Späße und lachten oft, nicht nur über ihre eigenen. Auch kamen sie fast an jedem Abend von Hall heraus, wo sie bei einer Nachrichtenabteilung beschäftigt waren.

Diese Regelmäßigkeit wurde zur Ursache einer recht unangenehmen Szene. Kurz nach der Sperrstunde um 9 Uhr wurde an die Haustüre geklopft. In der Meinung, die beiden amerikanischen Abendgäste ständen draußen, öffnete eine der beiden Wirtstöchter. Herein traten zwei unbekannte Soldaten, die sich von ihr nicht mehr hinausweisen ließen. Als bald kamen sie in die Wirtsstube, in der nur noch wir drei saßen. Unseren Sohn wiesen sie barsch hinaus und begehrten die «Fräulein» zu sehen. Damit waren wohl nicht die Wirtstöchter gemeint, sondern eher die Spezies von Weiblichkeit, die von den amerikanischen Soldaten unter jenem deutschen Wort verstanden wurde: offensichtlich vermuteten sie im «Einhorn» ein Bordell. Drum versuchte ich sie mit der Angabe einer sachdienlichen Adresse, die ich erfand, aber genau beschrieb, wieder aus dem Haus zu bringen. Das gelang nicht, wohl aber – ein Einfall meiner Frau – sie in die Küche zu bugsieren und ihnen Lust auf eine als bald zu servierende Omelette zu machen. Denn bei dem Diskurs über die «Fräulein» hatte mir der Wortführer die Mündung seiner Pistole in den Rücken gedrückt. Diese Bedrohung nahm ich als spaßhafte Geste, jedenfalls stellte ich mich so und versuchte sie mit Lachen zu überspielen. Wahrscheinlich waren die beiden Kerle betrunken, aber auf eine finstere, stumme Art, auch ohne Schwanken. In der Küche legte mein Bedränger endlich die Pistole neben seinen Teller: eine deutsche Armeeewaffe – entscheidet, wie ich zu sehen glaubte. Meine Frau brachte die Omelette, ich servierte sie zeremoniös und ließ dabei die Serviette über die Pistole gleiten, um sie beim Nachreichen wegziehen zu können. Aber der Bursche merkte es sofort, warf die Serviette beiseite und blickte mich drohend an. Glücklicherweise lenkten ihn die Omelette ab; auch der andere, der die ganze Zeit vor sich hingeknurrte hatte, aß mit

Hingebung. Ein Wagen hielt draußen, die Haustüre ging, herein trat ein Sergeant mit der Streife. Jetzt war es der Unhold, der als bald seine Serviette über die Pistole deckte. Dabei stand er auf, holte einen Geldschein heraus und wollte ihn mir, weil ich ihn nicht nahm, in die Hand drücken. Ob ich dabei die Serviette verschob oder ob einer von der Streife die Pistole schon vorher bemerkt hatte, jedenfalls griff der Soldat nach der Waffe, ihr Besitzer ebenfalls, es kam zu einem Gerangel zwischen beiden, ich zog meine Frau in Voraussicht dessen, was kommen mußte, in die gegenüberliegende Ecke, wo wir uns dicht an die Wand drückten – der Schuß ging los, das Geschoß prallte an der Decke ab und schlug seitwärts in die Wand. Der Sergeant ließ die Burschen festnehmen und verschwand mit ihnen und seinen Leuten. Jetzt, als die Küche leer war, sahen wir unseren Sohn an der Türe: er war, aus dem Zimmer gewiesen, trotz Ausgehverbot zum nächsten, aber nicht nahen Polizeiposten gerannt und hatte die Streife zum «Einhorn» geführt.

Wir waren, wie sich versteht, ungemein erleichtert, aber nicht etwa erschüttert. Daran erinnere ich mich noch genau: am andern Morgen erzählten wir der Wirtin den Hergang und vom Griff in ihre Vorratskammer. Dann sprachen wir kaum je mehr darüber. Zur Zeit des nächtlichen Vorfalls wurde man offenbar Tag für Tag gänzlich in der Gegenwart festgehalten. Es gab ja auch genug, was augenblicklich besorgt werden mußte, und noch mehr, was zu bedenken war, beispielsweise, wie wir zu einem eigenen Handwagen für die Holztransporte kommen, wie wir für die Küche in unserer Wohnung einen Herd für Holz und Kohle beschaffen könnten. Das mußte möglichst noch vor dem Wiedereinzug in den «Schwanen» gelingen. Denn dem Gasherd stand sicherlich noch eine lange Ruhezeit bevor. Das tägliche Leben war nicht nur dürrftig, sondern auch mühselig geworden. Wir im «Einhorn» hatten es immerhin etwas leichter als andere aus ihrer Wohnung Verbannte. Aber durch alle Mühen und Sorgen begleitete uns eine Erleichterung, wie wir sie noch nie verspürt hatten, gewiß nicht in solcher Tiefe und in so beständigem Anhalten. Ein neues Vertrauen zum Dasein war in uns gekommen. Das lag nicht nur daran, daß man an den kommenden Tag ohne Angst vor Einberufung oder vor sonstwie erzwungenem Abschied denken, daß man zu Bett gehen konnte, ohne einen Bombenangriff fürchten zu müssen. Wir fühlten uns sicher, obwohl es doch, wie das nächtliche Erlebnis in der Küche zeigte, neue Unsicherheit gab. Wir wußten uns frei, wie wohl man es in Wahrheit noch gar nicht war. Trotz mancher Entbehrung waren wir immerzu guten

Muts, oft heiter: kam uns dreien doch das Exil im Steinbacher Gasthaus bisweilen wie ein Ferienaufenthalt vor. Die eigentliche Ursache der wunderbaren Veränderung begriff man immer aufs neue, wenn an manchem Abend Radiodurchsagen zu hören waren: sachliche, knappe Amtlichkeit von Anordnungen und Terminen, aber keine Deklamationen mehr, weder solche der Verheißung noch der Drohung. Dieser Unterschied war es, an dem die große Wende faßbar wurde: die Herrschaft der Lüge, der Verkehrung, der Unterdrückung war zu nichte. Was man immer erhofft, schließlich kaum mehr geglaubt hatte, war Wirklichkeit geworden: das Leben, unverstört und frei, begann von neuem. So war nicht nur uns in Steinbach zumute, sondern auch vielen anderen hier und dort, die nicht zu den Braunen gehört hatten. Wer den Umschwung vom Sommer 1945 nicht erlebt hat, kann ihn und den Antrieb nicht ermessen, der, von ihm ausgehend, in das Denken und Wollen, auch in die Politik der

Nachkriegsjahre hineingewirkt hat. Man erfuhr den neuen Zustand bis ins Eigenste hinein: man konnte wieder lesen, wie man es in den letzten Kriegsmonaten nicht vermocht hatte. In der Mußzeit von Regentagen gewannen Bücher ihre alte Magie zurück, vornehmlich Romane, ob von GOETHE oder FONTANE oder THOMAS MANN. Glücklicherweise lag Literatur dieser Art in einer der bei Bekannten abgestellten Bücherkisten obenauf.

Wie wir in Steinbach, so lebten viele andere in Dörfern, auch in Städten, damals eigentlich außerhalb der Welt. Zeitungen gab es noch nicht, manchmal brachten unsere amerikanischen Abendgäste ihre Armeezeitung mit: «stars and strips». Der Mann aus Albany, im Zivilstand Rechtsanwalt, kommentierte einmal einen Aufsatz des Blattes, der sich den deutschen Volkscharakter voll Entrüstung vornahm und vor ihm die Leser eindringlich warnte, recht knapp also: «Eure Propaganda funktioniert nicht mehr, jetzt ist die unsrige dran.»

Felix Schuster

Es ist schade, daß FELIX SCHUSTER den medizinischen Fachausdruck für Heimwehkrankheit, Nostalgie – vor allem in seiner gelegentlichen Anwendung auf Heimatschutz und Heimatpflege –, nicht kannte; er hätte ihn gewiß mit einer seiner bekannten trocken ironischen Kommentare bedacht. Prüft man, was er schrieb und tat, so gelangt man zu keinen nostalgischen Beweggründen, sondern zu einem männlichen Verantwortungsbewußtsein gegenüber allen Fragen der Gestaltung der Umwelt, vor allem im Blick auf die darin zum Ausdruck kommende Gesinnung. Scheinbar steht dabei oft Ästhetisches im Vordergrund, genau besehen aber äußert sich darin ein exaktes Gefühl für die Sichtbarkeit von «Ordnung in der Erscheinung». Wir erkennen heute, daß die Wurzeln eines umfassend humanitär verstandenen Umweltschutzes in Naturschutz und Landschaftspflege seiner Tage lagen, nur daß das lebenbedrohende Ausmaß der Störungen noch nicht im Blickfeld lag.

FELIX SCHUSTER freilich war Architekt. Das lag in der Familie. Er wurde am 22. Mai 1876 in Nagold als Sohn des Oberamtsbaumeisters HEINRICH SCHUSTER geboren; früh entwickelte sich in ihm der Sinn für die architektonischen Schönheiten im Nagoldtal. Dennoch wandte er sich zunächst der Theologie zu und gehört somit zum Stamm der Persönlichkeiten, der nicht in Spezialistentum aufgeht, sondern

Adolf Schahl

vom Bewußtsein einer tieferen und allgemeineren Verpflichtung getragen wird. Die seelsorgerliche Art freilich, die man im Umgang mit ihm feststellen konnte und die ihn zu einem hervorragenden Pädagogen machte – er war Professor an der Baugewerbeschule, dann Staatsbauschule – hatte ihren Grund mehr in einer angeborenen Güte. Da diese ihn nicht daran hinderte, einen Schatz von triftigen Wirklichkeits- und Lebenserfahrungen zu sammeln, wurde sie ihm zugleich zum Quell eines tief gegründeten, mit Witz gesalzenen Humors. In allem war er mehr Schweiger als Redner. Denn er war durch und durch Gestalter.

Sein Lebenswerk als Architekt ist noch nicht gesichtet. Wo man aber auf seine Tätigkeit stößt, etwa als Teilhaber im Baubüro TH. DOLMETSCH und F. SCHUSTER – so bei der Schorndorfer Stadtkirche, der Backnanger Stiftskirche, der ev. Pfarrkirche Gärtringen oder später der Martin-Luther-Kirche Trossingen, der Nagolder Friedhofskirche usw., begegnet man dem guten Baumeister. Wer meint, die Vorstellungen des Heimatschutzes vom guten Bauen seien aus einem Hang zur historisierenden Architektur entstanden, irrt; sie entstanden vielmehr gegen diese, wobei man die guten, unverfälschten Holz- und Steinarchitekturen des noch nicht historisierend bauenden Zeitalters als Vorbild sowohl zweckbestimmten als material- und form-